

Ein Kriegsende in Bad Kissingen

Erinnerungen an die Krefelder Kinderlandverschickung¹

von Maria Degener und Ingeborg Scheibler

Als in der Nacht vom 21. auf den 22. Juni 1943 durch den bis dahin schwersten Bombenangriff auf Krefeld unsere Stadt weitgehend zerstört worden war, hatte auch unsere Schule in der Moerserstraße, die ehemalige Karin-Göring-Schule, heutiges Ricarda-Huch-Gymnasium, so stark gelitten, dass der Unterricht nicht fortgesetzt werden konnte. Wenige Wochen später fand man in der Uerdinger Gudrunschule zwar eine neue Bleibe, doch für die Klassen der Unter- und Mittelstufe erwies es sich als endgültig notwendig, den Unterricht in einem Schutz gewährenden KLV-Lager fortzuführen. Diese im Lauf des zweiten Weltkrieges schrittweise ausgebaute Kinderlandverschickung sollte den Schülern und Schülerinnen aus Großstädten einen von Fliegeralarm ungestörten Unterricht in zugleich gesunder Umgebung ermöglichen. Letztlich war allerdings die KLV eine staatlich verordnete und von zuständigen Organen der NSDAP bis ins Detail durchorganisierte und kontrollierte Einrichtung² und die Lager wurden meist in vom Staat requirierten Häusern untergebracht. Für die Eltern von Schülern der Unterstufe bestand gewissermaßen ein Zwang, ihre Kinder der KLV zu überlassen. In der Heimatstadt weiter unterrichtet werden bzw. aus einem Lager nach Hause zurückkehren durften nur solche Kinder, denen durch ein amtsärztliches Attest eine „Lagerunfähigkeit“ bescheinigt worden war.³ Unsere Eltern hatten zunächst gehofft, selbst eine Ersatzschule in einem ruhigen Feriengebiet zu finden, jedoch ohne Erfolg, so dass sie uns schließlich nach Bad Kissingen brachten, wo wenige Wochen zuvor, Ende August, das Krefelder Lager eröffnet worden war. Hier erlebten wir die letzten anderthalb Kriegsjahre, eine denkwürdige Zeit, über die wir im folgenden zu berichten versuchen.⁴

Bad Kissingen war Lazarettstadt, blieb also gemäß der Genfer Konvention von Fliegerangriffen verschont. Für die Schülerinnen des ersten Transportes aus Krefeld hatte man zwei Häuser eingerichtet. Zusammen mit jüngeren Schülerinnen waren wir zunächst für zwei Monate in der großen Ulrichsgartenvilla, einem ehemaligen Hotel, untergebracht, später wurde uns, den Schülerinnen der Obertertia und Untersekunda, aber das Haus St. Ursula am Altenberg zugewiesen. Die Lehrer in Krefeld waren angehalten worden, bei den

Eltern der zu Hause gebliebenen Kinder weiterhin für die Kinderlandverschickung zu werben, so dass in der folgenden Zeit in Bad Kissingen immer wieder neue Kindertransporte eintrafen und wiederholt räumliche Engpässe entstanden. Auch unsere Belegschaft in St. Ursula wuchs zeitweise von 30 auf über 40 Schülerinnen an. So brachte man bei uns im Juli 1944 vorübergehend 10 Sextaner unter, und ein weiterer Schub machte nochmals Ende September das Auslegen von Matratzenlagern notwendig. Ein letztes Mal wurden bei uns im November 1944 mehrere Schülerinnen aus Mönchengladbach einquartiert, bis für sie ein eigenes Haus bereit gestellt war. Der feste Lagerbestand unserer Krefelder Schule in Bad Kissingen umfasste schließlich, verteilt auf mehrere Häuser, 173 Kinder.⁵

Die Hauptverantwortung für das gesamte Lager wurde der Studienrätin Dr. Lucie Sandrock übertragen. Von der Krefelder Schule hatte man ferner 8 Lehrerinnen abgeordnet, die für die Dauer des Lagers aber dem Bayerischen Unterrichtsministerium unterstellt waren. Von der NSDAP wurde ihnen eine entsprechende Anzahl BDM-Führerinnen an die Seite gestellt. Vielleicht dachte sich die Partei, dass die Lehrer für den Unterricht, die BDM-Führerinnen für die Erziehung zuständig sein sollten. Es scheint aber, dass Frau Dr. Sandrock und ihre Kolleginnen von Anfang an klarstellten, dass die Schule einen Erziehungsauftrag hat, von Rechts wegen und im Auftrag der Eltern, und dass nicht nur die Durchführung des Unterrichts, sondern die gesamte Lebensführung der Kinder und Jugendlichen letztendlich ihrer Leitung unterstellt sei. So liest sich eine Notiz über eine erste „gemeinsame Konferenz, dass es eine erst gespannte, dann aber doch freimütige Aussprache“ mit den Gebietsführerinnen Düsseldorf und Mainfranken gab.⁶ Während Frau Menzen die Villa Ulrichsgarten leitete und dort bei den jüngeren Schülerinnen wohnte, war Frau Dr. Sandrock zwar Hauptlagerleiterin, wohnte aber in unserem Haus, St. Ursula, und war somit zugleich unsere eigentliche Erzieherin und „Lagermutter“. Der Name Sankt Ursula verrät, dass es sich hier um ein früheres Eigentum der Ursulinen handelte, die – wie auch andere kirchliche Institutionen, die sich früher der Jugendpflege gewidmet hatten – vom Staat enteignet worden waren. Die

Ordensschwwestern waren vertrieben worden bis auf vier, die, ebenso wie das Hausmeister-ehepaar, bleiben „durften“, um das Haus zu bewirtschaften und für uns zu kochen.

Das Gebäude lag am nördlichen Ortsrand von Bad Kissingen an einem Hang, der hinter dem Haus über ein Garten- und Wiesengelände zum Altenberg anstieg. Eine steile, schmale Straße führte zwischen hohen Koniferen zum Grundstück hinauf (Abb. 1). Durch ein schweres Gittertor betrat man einen Vorplatz, rechts führte dicht am Haus zwischen bunten Blumenbeeten eine Treppe zur Haustür. Die stattliche, vierstöckige Südfront war zum Vorplatz hin ausgerichtet, von dem aus man in die große, im Souterrain liegende Küche blickte, wo die Schwestern wirkten. Darüber lag unser Werkraum, während im übrigen Teil des Parterres die Schwestern wohnten. Ihre Kapelle befand sich nochmals eine Treppe höher bereits in „unserem“ Wohnbereich. Es gab für die Nonnen wohl einen eigenen Zugang zu dem ihnen verbliebenen Sakralraum, aber sein Haupteingang war zum Treppenhaus ausgerichtet und in der Regel nicht verschlossen. Es stellte für ein nationalsozialistisches Lager ein Unikum dar, dass die Möglichkeit für uns bestand, diese Kapelle zu betreten, was auch gelegentlich geschah. Ausdrücklich verboten war es nicht, wenn es auch, wie man später sehen wird, von der NS-Leitung mit Missbilligung bemerkt und „angekreidet“ wurde. Die Schwestern und ihr Leben blieben für uns nahezu unsichtbar. Nur der Küchendienst hatte, wenn er z. B. das Essen abholte, unmittelbar mit ihnen zu tun, stillen, freundlichen Frauen, die es uns nicht nachtrugen, dass wir zwangsweise bei ihnen einquartiert worden waren.

Im rückwärtigen Teil des Hauses gelangte man unten in einen großen Tages- und Speiseraum, der, ähnlich dem erwähnten Werkraum, als Gemeinschaftssaal vielfältig genutzt und Schauplatz so mancher Feste, gleichsam unser Lebenszentrum war. In der darüber liegenden Etage befanden sich die Schlafräume: über dem Speisesaal zunächst der sogenannte Zwölfersaal, in südlicher Richtung einige kleinere Zimmer und nach Westen unser 6er-Zimmer in einem nicht unterkellerten Anbau. Von hier aus gelangte man durch eine zweite Tür in den kleinen,



Abb. 1. Bad Kissingen, Haus St. Ursula. Winter 1943/44

zum Haus gehörenden Garten und bequem auch in einen höher gelegenen angrenzenden Wald. Diese eigene Tür ins Freie war in unseren Augen ein unerhörter Vorzug! Als Vertrauensbeweis für ihre älteren Schülerinnen schenkte uns unsere Lagerleiterin mit der Zuweisung des zwar karg eingerichteten und im Winter besonders kalten Raumes ein doch eigenes Stück Zuhause, weil wir in unserer Freizeit – wir vertrugen uns gut – vor der Tür miteinander in der Sonne sitzen konnten, um zu lesen oder uns zu besprechen. So nah am Wald, fühlten wir uns mit der Natur besonders verbunden; wir pflückten farbiges Laub im Herbst, um unser Zimmer zu schmücken, oder suchten im Frühling nach Moosen und anderen Gewächsen, die wir dicht vor der Tür in „unseren“ Garten versetzten und sorgsam hegten, ebenso wie die selbst gesäten und pikierten Sommerblumen: Klarkien, Lefkojen, Tagetes und Löwenmäulchen, die fast bis zum Fenster hinaufwuchsen. Wir freuten uns an ihrer Schönheit in diesem stillen Refugium, in dem wir uns frei fühlten von der verordneten Gleichförmigkeit der kollektiven Lebensweise, die uns sonst tagsüber gängete.

Wie in solchen Lagern üblich, war der Tagesablauf streng geregelt. Er begann mit „Wecken“, etwa um 7 Uhr. Beim „Stubenappell“ musste man gewaschen und angezogen sein, das Bett gemacht und aufgeräumt haben. Zum Ritual gehörte, dass die „Stubenälteste“ beim Eintreten der Führerin „Achtung“ sagte und wir dann ruhig neben unseren Betten standen, bis sie geprüft hatte, ob alles in Ordnung war, ihre Bewertung notiert hatte und weiterging. Vor dem Frühstück gab es den „Fahnenappell“, d. h. alle Lagerinsassen (außer den Lehrern) standen im Hof um die an einer Stange hochgezogene Hakenkreuzfahne und sangen ein HJ-Lied. Vorher hatte

eine Schülerin vom Dienst ordnungsgemäß die Fehlenden entschuldigt. Es folgte die Einteilung zu den „Diensten“, etwa dem Küchendienst, Spüldienst, Milchdienst oder Tischdienst. Das sogenannte Silentium, in dem wir über unseren Schulaufgaben saßen, war vormittags von 9 – 12 Uhr angesetzt. Unser Unterricht fand dagegen regelmäßig nachmittags von 14 – 17 Uhr statt, weil in dem städtischen Schulgebäude, das uns zur Verfügung stand, vormittags die Einheimischen unterrichtet wurden. Zweimal wöchentlich hatten wir nach der Schule „Ausgang“, ansonsten organisierte der BDM, wenn von der Lagerleitung nichts anderes vorgesehen war, ein vielfältiges Beschäftigungsprogramm, die sogenannten Heimabende mit Basteln und Nähen, extra „Putz- und Flickstunden“, gemeinsamem Singen oder Volkstanz. Aber auch außerhalb des Lagers verbrachten wir mit sportlichen Wettkämpfen, Singwettbewerben, Skilaufen im Winter, Wandern im Sommer und dem Besuch von Jugendfilmstunden viel Zeit. Unseren Lagerlehrern lag allerdings sehr daran, diesem mehr oder weniger politisch gefärbten Programm geistige und musische Inhalte entgegenzusetzen und unsere Bildung möglichst breit anzulegen.

Unser Schulpensum konnte in ruhigem Gleichmaß bewältigt werden. Ein Wochenstundenplan, der zufällig noch bezeugt ist, führt nach unserer Versetzung in die Obersekunda folgende Fächerverteilung auf: 4 Stunden Deutsch, jeweils 3 Stunden Latein, Englisch, Französisch und Geschichte, 2 Stunden Mathematik und 4 Stunden Naturwissenschaften (Chemie, Physik, Biologie). Ergänzt wurde der Plan durch Turnen, Erdkunde, Zeichnen und Musik. Frau Dr. Sandrock gab uns Deutsch und Geschichte sowie die längste Zeit auch Englisch, während Frau Fahrig-Großimlinghaus für die naturkundlichen Fächer zuständig war. Im Rückblick scheint es erstaunlich, dass Lehrplan, Unterrichtsstoff und Leistungsziele im Wesentlichen eingehalten werden konnten, obwohl dem äußeren Rahmen aufgrund der Unterrichtsbedingungen etwas Schwebendes, Situatives anhaftete. Es fehlten das eigene Schulgebäude, der feste Klassenraum und – vom Sekretariat bis zur Bibliothek – alles institutionell Unterstützende. Es fehlten Hilfsmittel und Sicherheiten, aber eben auch alles schematisch Einengende, Einschüchternde. Es fehlten Schulstress, Frust und Verdrossenheit.

Im Deutschunterricht wurden wir zur Literatur geführt durch die Lektüre dichterischer Werke verschiedener Gattungen und erfuhren gleichzeitig Literargeschichtliches über deren Entstehung und Wirkung, was wiederum unsere eigene Auseinandersetzung mit ihnen anregte. Und natürlich galt es nicht nur Kenntnis zu nehmen, sondern auch aktiv zu erproben, wie man seine Gedanken ordnen, den treffenden Ausdruck finden, sein Anliegen vertreten kann, so dass wir die neuen Aufsatzthemen

stets mit Spannung erwarteten. Die Erinnerung sagt von diesen Stunden, dass es nie Langeweile gab. Mit ebenso interessanten, wenn auch ganz anderen Inhalten und Aufgaben war der naturkundliche Unterricht angefüllt: Gesetzen der Optik und Mechanik, des Magnetismus, der Zellen- oder Vererbungslehre, Gesetzen, deren Verständnis wir durch eigens angefertigte Zeichnungen in unseren Heften festhielten und vertieften. Besonderes Staunen riefen auch immer wieder die chemischen Versuche mit ihren überraschenden Reaktionen einzelner Stoffe und Elemente hervor. Dass unsere beiden Lehrerinnen im besten gegenseitigen Einvernehmen wirkten, mag ein kleines Beispiel zeigen: Als im Deutschunterricht eine „Sachbeschreibung“ anstand, wurde uns die Aufgabe gestellt, eine genaue Beschreibung des Hergangs eines chemischen Versuchs zu liefern.

Wir hatten Glück mit unseren Lehrern! Frau Fahrig, sie wohnte ebenfalls in unserem Haus, unterrichtete und begeisterte nicht nur uns, sondern auch die Kleinen in Ulrichsgarten für Biologie, wenn sie in den Botanikunterricht mit Armen voll Blumen kam, die noch den Duft der Wiesen mitbrachten, und uns daran lernen ließ, Pflanzen zu bestimmen. Sie unterrichtete stets nach dem Leben und niemals nur „graue Theorie“, so dass wir nicht nur Kenntnisse erwarben, sondern auch stauend zu Erkenntnissen fanden: Wenn sie z. B. auf einem Schülerpult vor unseren Augen eine Maus seziierte, war das kein „Spektakel“, sondern wir begriffen, dass die Organe beim winzigen Nager wie beim Menschen funktionieren. Ekel gab es nicht bei solch vertrautem Umgang mit den natürlichen Gegebenheiten. So fingen wir für sie, wenn das Thema an der Reihe war, auch mit Eifer große und kleine Spinnen in Mauerecken, Erdlöchern und unter Steinen. Machte uns diese Lehrerin zu leidenschaftlichen Adepten der Natur, so brachte die andere, Frau Dr. Sandrock, uns vom Unterricht in Deutsch und Geschichte aus auch die Kunst nahe. Wir lebten damals in einem Gebiet, Mainfranken, das als alte Kulturlandschaft eine Fülle noch unversehrter und zugänglicher Kunstschätze barg. Schon im Herbst 1943 unternahmen wir eine erste Exkursion nach Würzburg. Zur Vorbereitung führte uns „Fräulein Doktor“, wie wir sie damals nannten, in die wichtigsten Stilformen der Romanik und Gotik, des Barock und Rokoko ein. Wir erlebten Würzburg, die Stadt Balthasar Neumanns, damals noch in ihrem alten, intakten Zustand. Erst gegen Ende des Krieges, im Frühjahr 1945, fiel auch diese Stadt noch einem schweren Bombenangriff zum Opfer. Nach unserer Exkursion regte Frau Dr. Sandrock einen Erlebnisbericht an, in dem wir eines der besichtigten Bauwerke nach Wahl nochmals würdigen und charakterisieren sollten. Weitere Fahrten führten uns nach Bamberg, Vierzehnheiligen, Rothenburg ob der Tauber und Creglingen. Diese wohl-vorbereiteten Ausflüge ins Frankenland, die unseren Alltag unterbrachen, gehören seither

zu einem leuchtenden Schatz in der Erinnerung unserer Jugend. Wir lernten nicht nur eine liebliche Landschaft kennen, sondern sahen erstmals auch bedeutende Kunstwerke der christlich-abendländischen Kultur, und wo es ging, erwarben wir unsere ersten, sorgsam gehüteten Fotografien solcher Werke. Wir bewunderten den himmelstürmenden Jubel der Deckengemälde Tiepolos in der Würzburger Residenz ebenso wie die aus Lindenholz geschnitzte Creglinger Madonna und die sie begleitenden Apostel von Tilmann Riemenschneider, deren vergeistigte Schönheit unsere Verehrung für ein hohes Menschenbild weckte, das Vorbildcharakter hatte.

Aus all dem ersieht man, dass es bei uns Jugendlichen keinen seelischen „Leerlauf“ gab und dass der erzieherische Einfluss unserer Lehrer ungleich größer sein musste als das Bemühen der ideologisch einseitig geschulten BDM-Führerinnen. Sie waren etwa 10 Jahre älter als wir und ebenso viel jünger als unsere Lehrer, aber weder in der einen noch in der anderen Hinsicht wurden sie uns dadurch sympathischer. Die gemeinsame Beschäftigung an den Heimabenden machten wir notgedrungen mit, fanden sie aber oft auch öde und lästig, weil sie uns Zeit stahlen,

in der wir lieber Gedichte abgeschrieben oder im Freundeskreis „Probleme gewälzt“ und an unserem Weltbild gezimmert hätten. Natürlich erkannten wir ihre Verdienste auch an, wenn die Beschäftigungen uns Spaß machten: Spiele im Wald oder herrliche Stunden im Schnee, wo sie uns geliehene Skier verschafften – egal wie alt die hölzernen Bretter waren, die wir lange einwachsen mussten und manchmal, wenn die Bindungen schadhafte waren, mit Kordel festbanden. Auch wurde viel gesungen, wogegen wir nichts einzuwenden hatten, wenn uns die Lieder gefielen. Wir sangen mit Begeisterung Kanons oder Volkslieder, die in großer Zahl zum Besitz der früheren Jugendbewegung gehört hatten. Typische Nazi-Lieder haben wir eigentlich nicht gesungen, nichts Antisemitisches auch, wie man es von der HJ wohl hörte. Trotzdem wurden wir schwierig, wenn es etwa in einem Lied hieß: ... „Bewahrt uns vor Gefahren der Weihrauch nicht allein“. Wir hinterfragten die Zeile und stellten uns dumm, und die Führerin spürte genau, dass wir unsere inneren Vorbehalte hatten und uns verschlossen. Die aus dem Elternhaus mitgebrachte Prägung gab uns ein Gespür für die Absicht, uns weltanschaulich unserer geistigen Herkunft zu entfremden. Dem widerstanden manche von uns

auch, indem sie am Sonntagmorgen den Gottesdienst in der Pfarrkirche besuchten und, da Religionsunterricht in den Schulen abgeschafft worden war, Kontakt zum Ortspfarrer aufnahmen, den wir von seinen Predigten her schätzten, und um Unterweisung baten. Der alte Herr, Geistlicher Rat Pfarrer Susann, hatte wohl ein väterliches Wohlgefallen an unserer Selbständigkeit und unserer Wissbegier. Und niemand hinderte uns, die anregenden, für uns Orientierung Suchende so hilfreichen Gesprächsrunden und Vorträge im Pfarrhaus, die gemäß einer besonderen Kissinger Tradition ökumenisch waren, regelmäßig zu besuchen, obwohl der Geistliche zu den Bespitzelten im Lande gehörte, wie sich später zeigte. Den Lagerleitern war es ausdrücklich untersagt, durch ihr eigenes Beispiel auf die Kinder einen religiösen Einfluss auszuüben⁷, in unserem Fall beispielsweise zur Andacht in die Hauskapelle zu gehen; trotzdem wussten wir, dass sie auf unserer Seite standen, wenn es um Gedankenfreiheit ging. Wir waren für unsere religiöse Einstellung selbst verantwortlich. Frau Dr. Sandrock erzählte später einmal, dass eines Tages bei ihr solch ein „bunter Hahn“ aus Würzburg erschienen sei und beanstandete, dass viele der von ihr betreuten Kinder, wie er gehört habe, allzu oft die Messe besuchten, er müsse ihr verbieten, dies zu dulden. Sie hingegen verwies auf die Entscheidungsfreiheit der Kinder, der Sonntag gehöre zu ihrer Freizeit, und sie verlange von ihm zunächst einmal einen entsprechenden schriftlichen Bescheid, um dies vor den Eltern vertreten zu können. Einen solchen hat sie allerdings nie erhalten.

Nicht, als wenn wir zu allem, was unsere BDM-Führerinnen weitergaben, auf Oppositionskurs gegangen wären; einig waren wir uns ja in der Vaterlandsliebe, in der Bereitschaft, unserem Volk zu dienen. Aber wir waren alt genug, den tiefen Riss in der Weltanschauung zu spüren, der uns trennte: Man wollte uns unser eigenes Gottesbild nehmen und uns zu Werkzeugen eines Götzendienstes machen, und diesem Götzen sollte geopfert werden bis zur Preisgabe des Gewissens. Schon wenn das Lied „Heilig Vaterland, in Gefahren deine Söhne sich um dich scharen...“ beim Fahnenappell gesungen wurde, war uns nicht ganz geheuer, obwohl es uns auch beeindruckte. In der Moll-Tonart und im Text fühlte man eine dumpfe Feierlichkeit, die auf das Götzenopfer vorbereiten sollte. Anders verhielt es sich z. B. mit dem Lied „Gute Nacht, Kameraden ...“.⁸ Es war für uns Ausdruck einer Empfindung hoher Gesinnung, verbunden mit dem Erlebnis der Kameradschaft, und darin hätten wir uns mit unseren Führerinnen treffen können, wenn wir nichts gewusst hätten von Bespitzelung und Beobachtung, von der unredlichen Gesinnung also, die hinter der „treuherzigen“ Aufforderung zur Freundschaft stand. Da waren uns die Augen aber längst geöffnet, als die Lautsprecher nach dem 20. Juli 1944 ganz Kissingen brüllend beschallten mit den unflätigsten Be-



Abb. 2. Zimmergemeinschaft im Sommer 1944: H. Hoppe, G. Isselhorst, R. Kaffenberger, M. Rühl, I. Scheibler, G. Truchsess-von Wetzhausen



Abb. 3. H. Lorenzen als Fridericus Rex. Sommer 1944

schimpfungen und barbarischen Androhungen gegen alle, die sich dem System nicht gefügig zeigten.

Aber unsere Grundstimmung blieb eher heiter und Höhepunkte unseres scheinbar so unbeschwerten Gemeinschaftslebens waren immer wieder die Feste. Es wurde keine Gelegenheit, die sich bot, ausgelassen, ein wenig aufwendiger und fröhlicher als der Alltag es erlaubte miteinander zu feiern: Geburtstage, Abschiede, Jubiläen. In einem Brief vom Februar 1944 heißt es: „Denkt Euch, gestern erhielten wir die Nachricht, dass Fräulein Fahrig sich verheiratet hat, sie heißt jetzt Frau Großimlinghaus. Das gibt ein Festchen, wenn sie wiederkommt, wir haben fabelhafte Gedichte über ihre Hochzeit verfasst...“. Wir beide spielten Geige und hatten in Bad Kissingen bald nach unserer Ankunft auch bereits einen Geigenlehrer gefunden, der Privatstunden gab. Die Nonnen stellten uns zum Üben in ihrem Bereich einen abgelegenen Raum zur Verfügung und es gab genügend Duo-Literatur, aus der wir bei festlichen Anlässen etwas bieten konnten, Mozart, Pleyel oder Tänze von J. S. Bach. Auch zum Einüben und Begleiten von Liedern waren wir mit unseren Instrumenten immer willkommen. Der erste Heilige Abend fern vom Elternhaus sollte uns nach Möglichkeit erleichtert werden, für jeden lag ein kleines Geschenk bereit, und es wurden Lieder gesungen, Gedichte und Geschichten vorgelesen. Wer ein Musikinstrument spielte, fand sich unter der Leitung von Frau Dr. Sandrock

zu einem Ensemble zusammen: Zwei Geigen, Flöten, Mundharmonika, Laute und Klavier. Auch noch der zweite Heilige Abend im letzten Kriegswinter ein Jahr später versetzte uns in weihnachtliche Stimmung. Im Tagesraum duftete es wunderbar nach Tannen, und wieder lag auf den Tischen für jeden einzelnen ein Geschenk, von den Lehrern in rührender Sorgfalt persönlich ausgesucht – aus dem Nichts gezaubert: Schmale Inselebandchen, die sie noch in den Buchhandlungen aufgestöbert hatten, Kunstfotografien, Noten, Keramikväschen. Und auch die Schülerinnen beschenkten einander mit Reclam-Heftchen und selbst gefertigten Kleinigkeiten. Die Fastnacht im Februar 1944 wurde ein munteres, natürlich im Haus veranstaltetes Kostümfest. Die einen ließen in weißen Laken den antiken Götterhimmel aufleben, andere hatten Anekdoten aus der Zeit des Fridericus Rex eingeübt. Daraus ergab sich am Ende eine improvisierte Unterredung mit „Fräulein Doktor“ als Kaiserin Maria Theresia, in der sich Helga Lorenzen als Fridericus so geschickt und kenntnisreich verhielt, dass ihr der Spitzname „Alter Fritz“ geblieben ist (Abb. 3). Dann rückte das Osterfest näher. Einige von uns standen am Ostermorgen schon früh auf, um im Wald an einer Quelle „Osterwasser“ zu holen, Veilchen und Schlüsselblumen zu pflücken und in Gefäßen aus Birkenrinde auf den Frühstückstischen zu verteilen. Einem jeden stand ein einziges buntes Ei zu, das nicht etwa zum Frühstück verzehrt wurde, sondern dem nächsten Osterspäß diente:

Alle versteckten ihr Ei im Garten und ein gemeinsames Suchen konnte beginnen.

Mit der Darbietung der friederizianischen Anekdoten war unsere Begeisterung für das Theaterspiel geweckt worden. Als wir uns im Sommer 1944 an ein größeres Vorhaben, die Einstudierung der Malvolio-Episode aus Shakespeares „Was ihr wollt“ wagten, bedurfte es schon intensiverer Proben. Am Jubiläumsfest zum einjährigen Bestehen des Kissinger Lagers wurde die Komödie Ende August mit großem Erfolg vor zahlreichen Zuschauern, auch auswärtigen Gästen, aufgeführt. In den Hauptrollen glänzten Helga Lorenzen als würdige Olivia und Ingemarie Ackermann als kapriziös-empfindlicher Malvolio. Maria spielte den elegischen Narren, Hedwig Hoppe temperamentvoll den Junker Tobias und Inge seinen Kumpan Christoph Bleichenwang. Im Herbst gaben wir das Stück in einem Lazarett nochmals zum Besten und ein drittes Mal führten wir es anlässlich des Abschieds von Direktor Dörsing im Januar 1945 auf. Im Rückblick verwundert, dass uns für die notwendigen Proben offenbar immer genügend Zeit gelassen worden war. Noch freier fühlten wir uns allerdings, als wir nach dem Krieg, kurz vor unserer Heimfahrt, Goethes „Laune des Verliebten“ unter der Anleitung einer älteren befreundeten Germanistikstudentin einstudierten und erfolgreich aufführten. Doch davon soll später die Rede sein.

Vielfältige Anregungen wurden uns ferner zuteil, wenn wir am kulturellen Leben der Stadt teilnahmen, etwa am Besuch von Solistenkonzerten, Ballett- und Liederabenden, von Operaufführungen, Dichterlesungen oder Lichtbildervorträgen. Besondere Begeisterung weckte ein Abend mit Otto Gebühr, der zur Kur in Bad Kissingen weilte und uns nach seinem Vortrag – welche Überraschung! – persönlich ansprach mit der Frage, ob es uns gefallen habe. Vom Kurbetrieb, der trotz des Krieges zunächst weiterlief, waren wir ebenfalls nicht ausgeschlossen. Wir konnten Solbäder nehmen und vom berühmten, aber nicht gerade wohlschmeckenden Wasser des Rakoczi-Brunnens trinken. In der langen Wandelhalle erreichten uns die eingängigen Melodien des Kurorchesters oder, etwa bei Sonderkonzerten, auch schon einmal imposante Wagnerklänge.

Vergnügen bereitete uns nicht zuletzt, wenn wir gelegentlich zur Unterstützung unserer eigenen Lagerversorgung auszogen, um auf abgelegenen Wiesen Fallobst einzusammeln oder im Wald Pilze zu suchen. Früh im noch schattigen Tal begannen wir die mitgebrachten Körbe und Rucksäcke mit den köstlichen Äpfeln zu füllen. Wenn wir aufblickten, leuchteten an dem von der Sonne beschienenen Hang die Sträucher der Pfaffenhütchen, und zwischen deren strahlendem Rot lockten die dunklen Schlehenbüsche mit ihren großen schwarzen Beeren, Früchten, die vor dem

ersten Frost noch nicht zu genießen sind und uns bittersüß den Mund zusammenzogen, wenn wir sie dennoch probierten. Unsere Lehrer beobachteten derweil den Himmel und ermahnten uns, unter dichten Bäumen zu bleiben und nahe am Waldrand wegen der Tieffliegergefahr. An anderen Tagen, im schützenden Wald auf Pilzsuche, fühlten wir uns sicher. Unter Anleitung von Frau Fahrig, die ihr Bestimmungsbuch aufgeschlagen in der Hand hielt, ernteten wir Steinpilze, Kapuziner, Butterpilz, Hasenröhrling und andere aus dem unglaublich vielgestaltigen Reichtum essbarer Pilze, die der Wald bot, bevorzugt Röhrenpilze, weil es bei Lamellenpilzen so viele gefährliche Doppelgänger gab. Frau Fahrig hatte ihre Augen überall, damit wir keine giftigen Exemplare mitnahmen, aber unsere Sinne schärften sich und wir gerieten geradezu in hitzigen Eifer vor Entdeckerfreude. Zwischendurch rief sie uns wohl auch zusammen, ließ uns den riesigen Satanspilz betrachten oder einen „Hexenring“ verschwörerisch im Kreis stehender Fliegenpilze oder uns riechend nachspüren, wo wir Morcheln

finden würden. Unvergesslich der würzige Geruch unserer Ausbeute, wenn wir sie später in der Küche ausbreiteten! Wir halfen beim Putzen der Pilze, und damit von dem leicht verderblichen Gut nichts verloren ging, zogen wir die übrig gebliebenen Stückchen auf Schnüre zum Trocknen, wie wir es auch mit den Äpfeln gemacht hatten. Solche Unternehmungen stärkten uns mit einem Gefühl der Zufriedenheit bis in die Mahlzeiten und in den Schlaf hinein. Wenn es zu Mittag dann „unser“ Pilzragout gab, war das des Festes zweiter Teil. Ebenso, wenn zum Nachtschmaus unser bisheriges Lieblingsgericht, Griesbrei mit Marmeladensauce, von Dampfnudeln mit Apfelkompott noch übertroffen wurde. Wir freuten uns und dankten den Köchinnen, indem wir die Schüsseln blitzschnell leerten, und fanden es vorläufig selbstverständlich, dass wir satt wurden.

Und doch ballten sich über dem Kriegsgeschehen die dunklen Wolken mehr und mehr zusammen. Von den Kampfhandlungen hörten wir zunächst nur in den Nachrichten, aber

schon im Februar 1944 wurden wir zufällig Zeugen eines am fernen Himmel sichtbaren Tagesangriffs auf Schweinfurt, bei dem britische Schnellbomber im Sturzflug auf die Stadt herunter gingen. Im Herbst erzählten Besucher aus Krefeld wiederholt von der ersten Stimmung in der Heimatstadt, denn die Front war hier schon bedenklich nahe gerückt. Bald wurden wir zu regelmäßigen Luftschutzübungen aufgefordert, und die Kräftigeren von uns mussten sich von einem Volkssturmmann aus der Nachbarschaft in der Feuerwehr ausbilden lassen; sie lernten, den schweren Schlauch am Hydranten anzuschließen und wie man sich beim Ausbruch von Bränden verhält. Für uns schien es eher ein Kriegsspiel, weil wir uns in Bad Kissingen immer noch wie auf einer friedlichen Insel fühlten. In den Briefen an die Eltern ist nun gelegentlich auch von „Kriegseinsätzen“ die Rede, obgleich diesen natürlich nichts Kämpferisches anhaftete. Aber da es an erwachsenen Helfern zunehmend mangelte, wurden wir beispielsweise einen ganzen Tag lang aufs Feld zur Kartoffelernte abgeordnet oder in eine Gärtnerei, um Kohl- und Zwiebeln einzufahren. Ein „Kriegseinsatz“ im engeren Sinn war das sogenannte Flachs-zupfen, ein Verfahren aus Großmutterzeiten, auf das man nun meinte wieder zurückgreifen zu müssen: Altes Leinenzeug wurde, gleichermaßen anstrengend für Augen und Finger, wieder in einzelne Fäden aufgelöst, so dass sich eine Art Watte als Verbandsmaterial gewinnen ließ. Doch schon nach dem Krieg 1870/71 hatte man dieses sogenannte Scharpiezupfen aufgegeben, weil es Infektionsgefahren mit sich brachte. Dass man es jetzt überhaupt wieder einführt, verriet die wachsende Hilflosigkeit der Verantwortlichen bzw. den materiellen Notstand während der Endkriegssituation.

Die Sorge um ferne Angehörige, vor allem um die an der Front kämpfenden wuchs von Tag zu Tag, und bald trafen auch die ersten tief

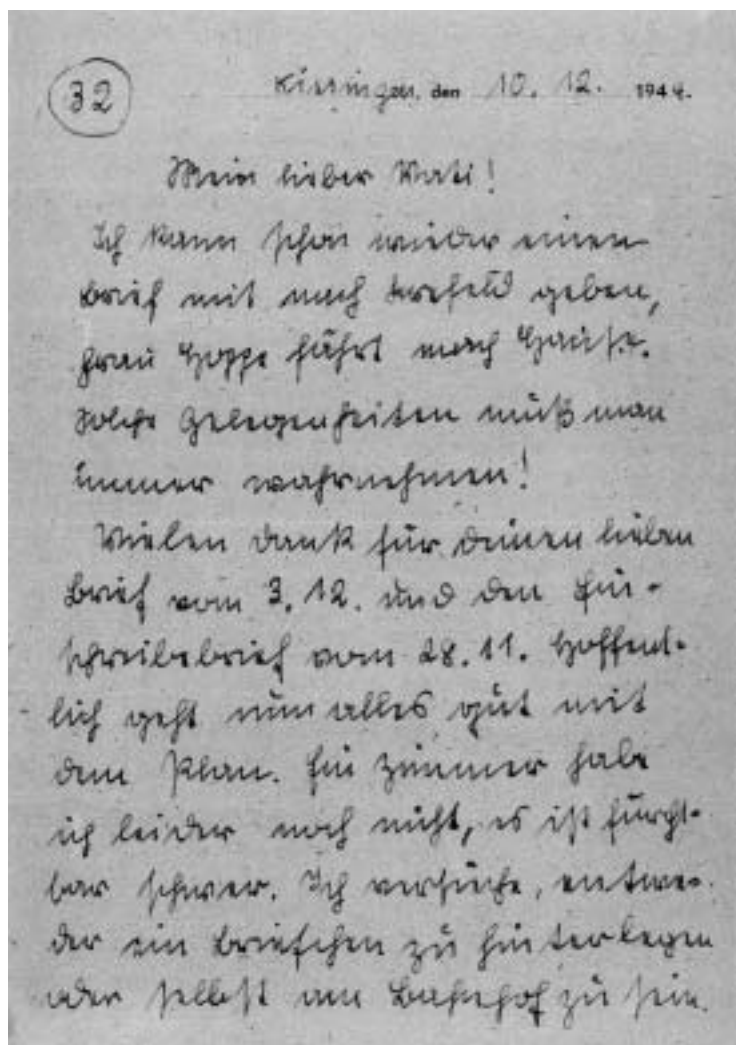


Abb. 4. Brief von I. Scheibler an den Vater. Dezember 1944



Abb. 5. Ein Faltbrief mit NS-Siegelmarken. Winter 1944/45

verstörenden Hiobsbotschaften ein, Brüder und Väter wurden verwundet, galten als vermisst oder waren gefallen. Im Inneren des Landes steigerten sich beunruhigend die Turbulenzen im Post- und Reiseverkehr. Der Sicherheit halber nummerierte man die Briefe, bestätigte umgehend das Empfangene und erwähnte wiederholt das bereits Abgegangene, denn nicht selten war ein Brief mehrere Wochen unterwegs oder ging gar verloren. Einschreiben wurden gegen Kriegsende nur noch in Notfällen angenommen und unterlagen ausnahmslos der behördlichen Zensur. Zuletzt gaben wir unsere Post möglichst den Reisenden mit, die zu Besuch kamen und wieder nach Hause fuhren. Aber auch hier wuchsen die Unsicherheiten: Drohende Tieflegerangriffe und beschädigte Gleise machten jede Reise zu einem gefährlichen Abenteuer. Ein Vater berichtete im Januar 1945, für seine Zugreise von Österreich nach Krefeld 80 Stunden gebraucht zu haben, und Direktor Dörsing musste zur gleichen Zeit zwei mehrtägige Reisen von Krefeld nach Bad Kissingen bzw. nach Thüringen überstehen.⁹

Im Winter 1944/45 verschlechterte sich auch für uns die Versorgungslage, und die Lebensmittel wurden empfindlich knapp. Um so dankbarer waren wir den Schwestern, dass sie weiterhin so gut für uns kochten. Als die Kriegslage im März 45 kurz vor der Einnahme von Bad Kissingen Zukunftssorgen aufkommen ließ, beruhigten uns die Ursulinen, es seien noch genügend Vorräte für die nächste Zeit vorhanden. Natürlich machte die Not auch erfinderisch. Irgendwann schrumpften die Butterrationen zum Frühstück und blieben schließlich ganz aus, aber wir fanden rasch heraus, dass die Brotscheiben besser schmeckten, wenn man sie am heißen Kanonenofen „toastete“. Erst in den Wochen nach dem Krieg lief uns eines Tages eine ausgewachsene Gans zu, die wir pflegten und fütterten, was sie mit dem Legen zweier Eier ein über den anderen Tag quittierte, so dass wir allwöchentlich einen köstlichen Eierkuchen gebacken bekamen. Von Anfang an hatten uns die Eltern nach Möglichkeit Weißbrotkarten zum Einkaufen von Gebäck zukommen lassen, oder sie versorgten uns mit Päckchen voller Obst, Kuchen und Süßigkeiten. (Packpapier und Kordeln wurden regelmäßig zur nochmaligen Verwendung zurückgesandt). Da in den Lagern immer wieder mit Zuwachs zu rechnen war, erwartete man zuletzt von den Eltern, dass sie auch Bettwäsche, Handtücher und Woldecken stellten und Seifenkarten schickten. Mit wachsender Not gab der Staat also seine Fürsorgepflichten an die Eltern großzügig zurück.

Der Winter vor dem Kriegsende lehrte uns nicht zuletzt bitterstes Frieren. Schon im Herbst hatte man den Heizbeginn so lange wie möglich hinausgeschoben. Also sammelten wir selber im nahen Wald trockenes Holz, um den Kanonenofen unseres 6er-Zimmers zu beheizen. Nach den Weihnachtsferien wa-

ren die Kohlevorräte endgültig erschöpft, und es war auch kein Nachschub mehr zu erwarten. Wir wurden ins Gelände eines Gaswerks geschickt, um Kohlen zu sammeln, die in der Asche nicht verbrannt waren. Aber lange haben die Erträge dieser Notaktion nicht gereicht. Unser Unterricht fand nun nicht mehr in der ebenfalls ungeheizten städtischen Schule statt, sondern im Heim, vor allem in den nach Süden gelegenen Zimmern der Lehrerinnen, wo wir übrigens am Radio auch die aktuellen Nachrichten verfolgen konnten. Da unsere Klassen relativ klein waren, ließ sich das gut bewerkstelligen. Wer gerade keinen Unterricht hatte, durfte sich im Bett vor der Kälte schützen. Als endlich vom Forstamt ein Fuder Holz geliefert wurde, reichte das gerade aus, das Haus alle fünf Tage notdürftig durchzuheizen. In der übrigen Zeit froren nicht nur wir – Frostbeulen an den Füßen lernten wir zu genüge kennen – sondern des Nachts auch unsere Handtücher: Am Morgen waren sie zuweilen steif wie Bretter.

Wir saßen jetzt häufiger im Luftschutzkeller und hörten die Bombengeschwader über uns hinwegdröhnen. „A-moll“, sagte eine von uns mit Galgenhumor, als ob sie die Tonart des Geräuschs bestimmen wollte. Wir sangen, um nicht hinhören zu müssen, oft den Kanon „Dona nobis pacem...“, was uns aber von der Lagerführerin schließlich ausdrücklich verboten wurde. „Wer jetzig Zeiten leben will, muss haben ein tapferes Herze...“ stimmten wir ebenso häufig an und konnten nicht getadelt werden, trotz zweideutiger Interpretationsmöglichkeit. Da mochte sich jeder sein Teil denken. Natürlich war es auch streng verboten, Flugblätter zu behalten, zu lesen oder weiterzugeben. Lediglich als ein Gerücht stellte sich allerdings später heraus, in Bad Kissingen seien Flugblätter aufgehoben worden, in denen die Amerikaner verkündeten: „Bad Kissingen werden wir schonen, denn da wollen wir wohnen“. Glaubwürdiger war, was aus dem Osten des Landes zu uns drang. Flüchtlinge von dort bestätigten, dass es sich bei den Schreckensnachrichten von Übergriffen sowjetischer Soldaten auf die Zivilbevölkerung nicht nur um Greuelpropaganda handelte. Auch die Ostfront näherte sich. Um diese Zeit machten wir in unserem engeren Kreis eine Probe auf den „Ernstfall“: In die Hände der entmenschten Soldateska wollten wir nicht fallen. Sollten sie in unser Haus eindringen, würden wir aus dem 4. Stock oder vom Dach in den Tod springen. Aber ob wir im entscheidenden Augenblick den Mut dazu hätten? Also „übten“ wir an einem Heuschaber hinterm Haus, der sich zum steilen Wiesenhang hin etwa 4 Meter hoch öffnete. Seine Rückseite war der Hanglage wegen so niedrig, dass man gut auf das Dach gelangen konnte. So standen wir nacheinander, ein jeder zunächst zögernd und allen Mut zusammennehmend, am vorderen Dachrand und versuchten das Risiko des ziemlich tiefen Sprungs abzuschätzen, diesmal wollten wir ja durchaus noch heil ankommen. Schließlich

sprangen wir alle nacheinander hinab. Bis auf leichte Verstauchungen und schmerzende Knie verlief die Mutprobe für alle glimpflich. Dass keine von uns durch diesen verwegenen Sprung zu Schaden kam, war für uns ein großes Glück, doch ebenso für die, die sich unseren Eltern gegenüber in der Pflicht sahen, uns heil nach Hause kommen zu lassen! Welche seelische Belastung eine solche Verantwortung bedeutet, schon im Allgemeinen und unter normalen Voraussetzungen, haben wir damals nicht erwogen. Dass Frau Dr. Sandrock als Hauptlagerleiterin in diesen letzten Kriegswochen überdies für die ihr anvertrauten Kinder insgeheim Entscheidungen treffen musste und Schritte unternahm, bei denen es für sie persönlich um Leben und Tod ging, wussten wir damals erst recht nicht.

In einem älteren Bericht über die Kinderlandverschickung werden allgemein die Verdienste der Lagerleiter hervorgehoben: „Ein Lager stand und fiel mit seinem Lagerleiter. [...] Wo der Leiter des Lagers sich ganz einsetzte, da mussten die positiven Wirkungen des Lageraufenthalts die negativen überwiegen.“ Diesen Lehrern schulde man Anerkennung und besonderen Dank „für die opferfreudige Betreuung der Kinder in den Lagern, denen sie die Nestwärme des Elternhauses durch besonders herzliche Bemühungen um die vielen kleinen Sorgen des Alltags zu ersetzen versuchten“.¹⁰ Gewiss waren nicht jedem Lagerleiter in gleichem Maß diese Eigenschaften gegeben, in unserem Fall aber hatten wir tatsächlich das Glück: Frau Dr. Sandrock war eine ideale Lagermutter. Hier wurde nicht ängstlich eine Pflicht erfüllt oder verärgert Kritik geübt, sondern durch ihre liebevolle und fröhliche Art ließ sie uns auf ganz natürliche Weise die nötige „Nestwärme“ zuteil werden. Jedem Einzelnen schenkte sie ein Höchstmaß an Aufmerksamkeit und Zuwendung, vom allabendlichen Gutenachtsagen, wenn wir schon in den Betten lagen, bis zur gesundheitlichen Beobachtung und Fürsorge oder der Gestaltung der persönlichen Geburtstage. Feriengesuche wurden genau geprüft und umsichtig entschieden, und charakterliche Schwächen rückte sie behutsam zurecht. Als strenge Erzieherin war sie, wo es sein musste, ebenso überzeugend wie in dem Bemühen, uns im Unterricht zu motivieren und zu beflügeln. Natürlich gab es bei den Anforderungen, die das Schulpensum stellte, auch Kritik einzustecken, aber sie überforderte und entmutigte uns andererseits nicht, kannte sie doch jede ihrer Schülerinnen nicht nur aus dem Unterricht. Eigentlich waren wir eine übermütige, vorlaute Bande egoistischer „Backfische“, wie man die weiblichen Teenager damals nannte, mit der nicht immer leicht umzugehen war. Und von Zeit zu Zeit mussten ermahnende Reden gehalten werden. Als der Krieg schon seinem Ende entgegen ging, war das Maß unserer Unarten wieder einmal voll, und es kam zu einer besonders ernsthaften Ansprache: Wir sollten dankbar sein, meinte sie, geistige Arbeit und Schulbildung in einer

so schweren Zeit uneingeschränkt genießen zu können, das müssten wir uns bewusst machen und zu Herzen nehmen, und dabei nicht vergessen, auch an unserem Charakter zu feilen, denn wir würden zu den wenigen gehören, die einen geistigen Besitz in eine neue Zeit mit hinüber nehmen könnten.

Die Kriegslage hatte sich inzwischen derart verschlechtert, dass kein Zweifel bestand: In dieser „neuen Zeit“ würde es keine Nazi-herrschaft mehr geben. Doch gerade in den Wochen des „Endkampfes“ zog das Regime nochmals alle Register seiner gefährlichen Einschüchterungsmethoden. Jede Art von kritischem Verhalten wurde scharf beobachtet. Frau Dr. Sandrock erzählte sehr viel später, nach dem Krieg habe sie noch einmal die Schwestern in St. Ursula besucht, die rückblickend meinten, es habe damals nicht viel gefehlt und die Nazis hätten sie „gekipppt“. Ideologische Indoktrination hatte es im Lager zwar von Anfang an gegeben, doch zunächst konnte man sich mit der Lagerführerin Elfi arrangieren, zumal auch sie in mancher Hinsicht zu einem harmonischen Gemeinschaftsleben beitrug. Allmählich muss aber aufgefallen sein, dass unsere Lehrer politischer Linientreue nicht nur auswichen, sondern sich auch zu ihren eigenen christlichen und humanen Grundsätzen offen bekannten. Und zur Einschüchterung konnte dann bei der Lagerleiterin auch einmal ein Funktionär aus Würzburg, wie erwähnt, mit seinem Drohgehabe vorsprechen. Sicher war es kein Zufall, dass im Oktober 1944 in unser Haus eine neue Führerin eingewiesen wurde, die unser Leben sehr viel rigider regelte und überwachte (die Wäsche hatte in den Spinden natürlich Kante auf Kante zu liegen). Man spürte ihre Absicht, uns durch kleine Demütigungen zu verunsichern, unsere Grundzufriedenheit zu stören. Ihre Hauptaufgabe war es allerdings, unsere Lagermutter zu bespitzeln, dafür war sie, wie später „durchsickerte“, ausdrücklich eingesetzt worden.¹¹ Der Verdacht der Überwachungsorgane gegen Frau Dr. Sandrock dürfte sich nicht zuletzt auch deshalb verschärft haben, weil im Sommer 1944 in unsere Klasse eine externe Mitschülerin aufgenommen wurde, deren Eltern dem „Widerstand“ zuzurechnen waren. Der Vater von Hildegard Kiep war kurz zuvor in Berlin-Plötzensee hingerichtet worden.

In der Nachkriegszeit musste Hildegard häufig über das Schicksal ihres Vaters Auskunft geben. Otto C. Kiep (1886 – 1944) gehörte schon seit den späten 20er Jahren dem diplomatischen Dienst an. Von 1930 bis 1933 war er deutscher Generalkonsul in New York. 1933, als Albert Einstein Deutschland verlassen hatte, erhielt Kiep von der Deutsch-Jüdischen Gesellschaft für ein Festessen zu Ehren Einsteins eine Einladung, die er gegen den Willen der damals schon an die Macht gelangten NS-Regierung annahm. Die Folge war seine einstweilige Versetzung in den Ruhestand, doch konnte er später nochmals



Abb. 6. Frau Hanna Kiep mit Tochter Hildegard (links). Winter 1945/46

wirtschaftliche Aufgaben in Lateinamerika, Ostasien und England übernehmen. Im Krieg gehörte er unter Canaris zum Oberkommando der Wehrmacht, Abt. Abwehr. Seine Verbindung zur Widerstandsbewegung geht u. a. aus der Tatsache hervor, dass er in der von Goerdeler für den Fall des Gelingens eines Umsturzes aufgestellten Interimsregierung ersatzweise als Pressereferent des Reichskanzlers vorgesehen war.¹² Durch ein Spitzel, das 1943 in die v. Thadden'sche Teegesellschaft eingeschleust worden war, überführte man ihn defätistischer Äußerungen, was im Januar 1944 seine Verhaftung durch die Gestapo nach sich zog. Seine Frau Hanna wurde ebenfalls inhaftiert und erst frei gelassen, als Otto Kiep am 1. Juli zum Tode verurteilt worden war. Am 26. August wurde er hingerichtet, und seiner Frau wurde bedeutet, sie habe Berlin unverzüglich zu verlassen. Sie zog mit ihrer Tochter Hildegard nach Bad Kissingen, wo im Hotel Fürstenhof, eigentlich zu dieser Zeit ein Lazarett, in einer Dependence noch ein Refugium für besondere Freunde bestand (Abb. 6).

Mit der Anmeldung von Hildegard an unserer Schule entstand zwischen Frau Dr. Sandrock und Frau Kiep natürlich ein gewisser Kontakt. Man kann sicher sein, dass in ihren Gesprächen offen über das Regime und die wahre Kriegssituation geredet wurde. Von der Sorge für die Tochter abgesehen war es ein erstes wichtiges Anliegen von Frau Kiep, für ihren Mann ein Requiem lesen zu lassen, denn für Hingerichtete gab es ja damals kein würdiges

Begräbnis. Unser Geistlicher Rat Susann, der seit Längerem mit der Familie Kiep bekannt war, übernahm diesen gefährlichen Dienst, obwohl er selbst bespitzelt wurde. Bezeichnenderweise fehlte es vor dem Kirchenportal nicht an Gestapo-Leuten, die jeden Besucher der Totenmesse registrierten. All dies haben wir erst viel später von Hildegard erfahren. Aus der Schulzeit blieb uns nur in Erinnerung, dass Hildegard in dunkler Trauerkleidung zur Schule kam und ihre Mutter nicht nur schwarz gekleidet war, sondern in der Öffentlichkeit auch eine große verschleierte Witwenhaube trug. Wir wussten zwar, dass Hildegard in Berlin ihren Vater verloren hatte, doch über die Hintergründe und den wahren Sachverhalt wurden wir im Ungewissen gelassen. Auch die politischen Ursachen des Führerinnenwechsels im Haus St. Ursula und die damit für unsere Lagermutter verbundenen Gefahren blieben den meisten von uns verborgen.

Ende März, kurz vor Ostern, spitzte sich die militärische Lage bedenklich zu, die Frontkämpfe rückten hörbar näher. Tiefflieger überquerten die Stadt, Bomben fielen im Umkreis, und in der Ferne dröhnten schwere Geschütze. Unsere wenig geschätzte BDM-Führerin war eines Tages lautlos verschwunden. Im Straßenbild fehlten mit einem Mal unter den Verwundeten, die Ausgang hatten, die üblichen schwarz gekleideten SS-Leute, die offensichtlich nicht mehr in die Lazarette zurückgekehrt, sondern untergetaucht waren: Man machte sich nichts mehr vor. An der großen Saale-Brücke lagen, von Männern des Volkssturms bewacht, Bomben von 2 Metern Länge bereit, mit denen die Brücke notfalls gesprengt werden sollte, um den Feind zu behindern. Wie sich später zeigte, überquerte er diesen Fluss dennoch mühelos. Tage lang blieb zunächst zweifelhaft, ob sich die Wehrmacht gemäß dem Befehl eines SS-Generals mit ihrem Verteidigungsplan der Stadt durchsetzen würde oder Bad Kissingen als offene Lazarettstadt kampfflos übergeben werden sollte. Schließlich wurde die Brücke, noch spät in der Nacht vor der Einnahme, unsinnigerweise doch gesprengt; ebenso vernichtete man – wir konnten die lauten Detonationen hören – ein in der Nähe liegendes Munitionslager. In der Stadt überschlugen sich die Ereignisse. Plötzlich öffneten zu ganz ungewohnten Zeiten die Lebensmittelgeschäfte, und schnell sprach sich herum, dass es dort „alles ohne“ (Lebensmittelmarken) gäbe, offensichtlich wollten die Ladenbesitzer drohende Plünderungen vermeiden. Ein gewaltiger Ansturm auf die Läden setzte ein. Auch wir beide wurden noch am Abend des 6. April losgeschickt und kehrten mit „Henko, Graupen, Zucker und Kaffee-Ersatz“ heim. Die Front bollerte verdächtig nah, als wir mit unserer Beute nach Hause hasteten.

Die Bemühungen um eine friedliche Übergabe der Stadt liefen inzwischen auf Hochtouren. Im Lazarett des Fürstenhofs lebten

unter den Verwundeten einige amerikanische Gefangene, höhere Offiziere, die gelegentlich Frau Kiep als Dolmetscherin heranzogen und auch ihr Schicksal kannten. Als sich die militärische Lage zuspitzte und ein Befehlshaber von Bad Kissingen¹³ die freie Übergabe anstrebte, konnten diese Offiziere Ratschläge geben, wie ein Übergabeangebot zu formulieren sei. Ihrer Englischkenntnisse und ihrer politischen Einstellung wegen, von der auf dieser Seite nichts zu befürchten war, wurde Frau Dr. Sandrock auf Veranlassung von Frau Kiep gebeten, bei der Übersetzung behilflich zu sein: Am späten Abend des 6. April erschien in St. Ursula ein Soldat mit dem Auftrag, sie in den Fürstenhof zu holen. Erst hier erfuhr sie, wozu man ihre Hilfe benötigte. Nachdem man das Angebot erarbeitet hatte, wurde sie wieder zurückbegleitet. Noch in derselben Nacht überbrachte eine Delegation von Parlamentären in einem Sanitätskraftwagen unter weißer Flagge das Angebot in die richtigen Hände der Gegenseite. Dies war ein äußerst mutiges Vorgehen und es verging nochmals eine bange Nacht, denn noch war keineswegs sicher, ob sich die militärische Lage wirklich im erhofften Sinne entwickeln würde.

In den ersten Apriltagen, als sich die amerikanischen Truppen schon geradewegs auf unser Gebiet zu bewegten, standen unsere Lehrer nochmals vor einer besonders heiklen Aufgabe. Unerwartet waren bei den Lagerleitern KLV-Gebietsbeauftragte erschienen und gaben den Befehl des Führers bekannt, alle Lager in Mainfranken seien innerhalb von 3 Tagen zu räumen und die Kinder in Tagesmärschen bis zu 20 km und mit einem Mindestmaß an Gepäck nach Südbayern in Sicherheit zu bringen. Man konnte diesen Befehl nur als einen der vielen Verzweiflungsakte betrachten, die es zuletzt gab, zumal da von höherer Stelle keinerlei flankierende Maßnahmen den Befehl unterstützten: Die Lehrer trugen die Verantwortung allein und mussten zusehen, wie sie auf den Befehl zu reagieren hatten.¹⁴ In dieser Konfliktsituation und um Zeit zu gewinnen, entschloss sich die Hauptlagerleiterin zusammen mit der Lehrerschaft zu einer riskanten Lösung, nämlich zu „Schein Vorbereitungen“ des staatlich verordneten Trecks. Demnach hatten wir Kinder sofort aus unseren Trainingsblusen Rucksäcke zu nähen und zu überlegen, was wir unbedingt mitnehmen wollten. Andererseits waren wir Älteren eingeweiht in den Plan, durch ein Hinauszögern des Abmarsches den Führerbefehl zu umgehen. Hier hieß es für die Lehrer noch einmal geschickt taktieren und keinen Verdacht eines „Ungehorsams“ aufkommen lassen. Tatsächlich waren unsere Häuser am Stichtag geräumt, aber wir befanden uns nicht auf der Flucht. Die Lagerleiter hatten vielmehr rechtzeitig dafür gesorgt, dass die älteren Mädchen als Helferinnen in Lazaretten, die kleineren in Privatquartieren untergebracht wurden. Einige Lehrer anderer, seinerzeit ebenfalls nach Bad Kissingen ver-

legter Schulen hatten sich mit ihren Schützlingen immerhin ein paar Kilometer weit auf die Landstraße gewagt, doch kamen sie wegen der sich nähernden Kampfhandlungen nicht mehr weit.¹⁵ Entsetzt hörten wir Augenzeugenberichte, wonach man junge Soldaten noch im letzten Augenblick des schon verlorenen Krieges standrechtlich wegen „Fahnenflucht“ zum Tode verurteilt und am Straßenrand gehängt hatte: Frevler eines blinden Fanatismus, wie sie den Zusammenbruch des Dritten Reiches allerorten begleiteten. Aber das Chaos währte nicht mehr lange. Schon am Nachmittag des 7. April nahmen die amerikanischen Truppen Bad Kissingen ein, ohne dass es zu Kampfhandlungen kam. Und die Besatzungszeit begann.

Was folgte, war ein vergleichsweise unbeschwertes Nachspiel. Natürlich verhängte die Besatzung eine Ausgangssperre, zunächst wurde die Ausgehzeit auf 11 bis 13 Uhr beschränkt, doch schon nach einer Woche auf 10 bis 16 Uhr, und nochmals 8 Tage später auf 6 bis 19 Uhr ausgedehnt. Bis zur endgültigen Kapitulation am 9. Mai verfolgten wir in den Nachrichten mit Spannung den weiteren Verlauf des Krieges und hörten Dramatisches und Unglaubliches vom Ende einzelner Parteidimensionen. Die Besatzung hatte zunächst jede Art von Personenansammlungen untersagt. Dazu gehörte auch der offizielle Schulunterricht. Doch auch jetzt wusste man dem eine vernünftige Ersatzlösung entgegen zu setzen: Unterrichtet wurde nun in Form von privaten Gesprächsrunden, sogenannten Salons. Verboten war auch, die alten Schulbücher weiterhin zu benutzen, und man lernte das Improvisieren: Als Unterrichtsmaterial im Englischunterricht dienten beispielsweise die Aufschriften leerer Supper-, Dinner- und Breakfast-Dosen. Die Schwarzen unter den Besatzungsmilitärs waren für uns zunächst ein ungewohnter Anblick. Wo sie auf ihren Jeeps in den Straßen auftauchten, waren sie alsbald von kleinen Kindern umringt, die wussten, dass hier mit Freuden Süßigkeiten verteilt wurden. Eines Tages stand ein solcher Wagen im Hof von St. Ursula, es waren irgendwelche Lagerbestände der deutschen Wehrmacht abzuholen. Auch hier fand sich bald die übliche Kinderschar ein. Helga beobachtete zufällig aus dem zweiten Stock das Geschehen im Hof und sieht heute noch das für sie überraschende, unvergessliche Bild zweier schwarzer Hände vor sich, die immer wieder in einen mit weißen Zuckerstückchen gefüllten Sack griffen, um die Kinder zu beschenken.

Wir verfügten nun über sehr viel mehr Zeit. Nicht nur verlief der Schulunterricht in recht gelockerter Form. Vor allem entfielen die regelmäßig verordneten Heimabende. Nur die auswärtigen Arbeitseinsätze wurden noch eine Weile dort fortgesetzt, wo Hilfe weiterhin nötig war. Wir in St. Ursula genossen die neue Freiheit, und ein besonders milder Frühling leuchtete uns in die Zukunft, nun erst stand

uns das Leben wirklich offen. In den letzten Wochen nutzten wir unsere freie Zeit auch zur Vorbereitung eines großen Abschiedsfestes, das zugleich als Geburtstagsüberraschung für unsere verehrte Lagermutter gedacht war. Alles, was uns an Gedicht-Rezitationen und musikalischen Darbietungen zu Gebote stand, packten wir in das übermäßig lange Programm hinein, als dessen Höhepunkt die schon erwähnte „Laune des Verliebten“ vorgesehen war.

Das Stück sollte als Schäferspiel in Rokokogewändern aufgeführt werden. Wir hatten, da das Stadttheater auf Anfrage nach Kostümverleih zwar freundlich, aber ablehnend geantwortet hatte – der Kostümfonds sei wegen des Krieges noch ausgelagert – selbst zwei Kostüme für Amine und Egle angefertigt, stilecht, schulterfrei und mit Reifrock – aus Weidenruten und brokatähnlichem altem Vorhangstoff – wer weiß woher! Für die beiden Liebhaber, Eridon und Laon, ließ sich aus anliegenden langen Unterhosen und dunklen Kniestrümpfen schon leichter der passende Anzug anfertigen, in dem sie sich gewandt und frei bewegen konnten. Das Damenkostüm wurde dagegen erst kurz vor der Aufführung regelrecht um die Körper herumgebastelt und zugenäht, es war fragil und doch sehr schwer. Man bewegte sich anfangs zaghaft und mit zierlichem Trippelschritt. Trotzdem war es wohl ein anmutiger Anblick für die Zuschauer, die Vergnügen und Anteilnahme zeigten, so dass sich die Schauspieler immer freier bewegten in ihrer gespielten Leidenschaft, von der sie selbst noch nichts wussten. Dann der dramatische Aktschluss: Amine wirft sich weinend auf ein Fauteuil und – die Rückennaht des Kleides kracht! Vorsichtiger Abgang bei donnerndem Applaus, das schwache Kriegsgarn hält gerade noch, man geht rückwärts, die Verbeugung nur andeutend. Wie jung wir waren, wie verlegen! Und es war doch ein Spaß, und die Rosen, mit denen wir überschwänglich die Bühne geschmückt hatten, dufteten noch im Welken.

Immer dringender meldete sich freilich nun der Wunsch, heimzukehren und die Eltern wieder zu sehen. Die Amerikaner hatten grundsätzlich die Auflösung aller KLV-Lager befohlen. Ohnehin fielen die staatlichen Gelder für die Bewirtschaftung der Häuser nach dem Zusammenbruch fort. Wer von uns genügend Geld besaß – manche hatten von zu Hause durchgehend ein wenig Taschengeld erhalten – sollte den Schwestern einen kleinen monatlichen Beitrag zahlen. Für die Anderen, die dazu nicht in der Lage waren, halfen die Lehrer mit ihren privaten Mitteln aus. Allmählich trafen aber auch wieder die ersten Nachrichten aus Krefeld ein, neuerdings korrespondierten wir über eine Briefsammelstelle, die bei unserer Schulsekretärin, Frau Krall, eingerichtet worden war. Mit Freuden erfuhren wir eines Tages, in Krefeld würden sich nun die Eltern zusammen tun, um unseren Rücktransport zu organisieren.

Große Verdienste hatte bei diesen Bemühungen Studienrat Kaffenberger. Am 8. Juni 1945 war es endlich so weit, zwei große Möbelwagen der Speditionsfirma van Gemmern trafen in Bad Kissingen ein, um uns abzuholen. Am folgenden Vormittag machten wir noch unsere Abschiedsbesuche bei den uns lieb gewordenen Menschen, die wir zurücklassen mussten, und wurden schon am frühen Nachmittag mitsamt unserem Gepäck in die recht heißen, stickigen Waggons verfrachtet, wo lange, lehnlose Holzbänke für uns bereit standen. Während der ganzen Fahrt mussten die rückwärtigen Türen der Möbelwagen zur Licht- und Luftzufuhr geöffnet bleiben, waren aber mit Seilen abgesichert. Nicht gerade bequem, meist ruckelnd und recht langsam verlief die abenteuerliche Reise. Die erste Nacht verbrachten wir im Spessart, auf freier Strecke. Es herrschte im gesamten besetzten Gebiet ja der Ausnahmezustand, d. h. in Ortschaften und Städten durfte sich nachts kein Deutscher auf der Straße bewegen. Natürlich brauchte auch der Fahrer eine Pause. Wir konnten also hier in der freien Natur den Bus verlassen und gingen tief in die Wiesen hinein, um ein paar Stunden zu schlafen. Eingehüllt in unsere Decken lagen wir im Gras, um uns herum die Stille der milden Sommernacht, über uns ein überwältigender Sternenhimmel. Lange schaute da wohl manche von uns in die unergründliche Tiefe, von wechselnden Empfindungen, ehe die Augen zufielen, im Innern bewegt: Ungeduldiger Vorfreude auf das Wiedersehen zuhause, Trauer über die Toten, die man nicht wiedersehen würde, auch über die Verwüstung der Heimat und die Schande



Abb. 7. Frau Dr. Lucie Sandrock kurz vor ihrem 100. Geburtstag.

des Vaterlandes. Dankbarkeit vor allem aber und Hoffnung: Die war wie ein Versprechen an das Leben.

Am Vormittag des 10. Juni fuhren wir durch Frankfurt, erschüttert über den Anblick der totalen Zerstörung einer Stadt, wie er uns bis dahin noch nicht begegnet war. Um die Mittagszeit erreichten wir Mainz, sodann ging es am Rhein entlang nach Norden, und erst spät in der Nacht kamen die Wagen in Krefeld an,

wo wir wegen der auch hier herrschenden Ausgangssperre abermals, diesmal in einem Bunker, übernachten mussten, ehe wir in der Frühe des folgenden Tages aus der Obhut unserer Lehrer und eines denkwürdigen Gemeinschaftslebens endgültig entlassen wurden.

Frau Dr. Sandrock blieb in Mainfranken zurück; es waren andere Lehrer, die uns nach Krefeld begleiteten. Ihr selbst war durch Vermittlung von Frau Kiep beim Military Government, Dep. of Education and Religion, in Würzburg eine neue Tätigkeit übertragen worden. Sie ließ sich dort aber zusichern, heimkehren zu dürfen, sobald in Krefeld der Schulbetrieb wieder aufgenommen würde. Das war im Oktober 1945 der Fall. Drei ihrer Kissinger Schützlinge, außer uns beiden noch Martha Fischer, wurden zusammen mit dem nächst älteren Jahrgang der Schule in den Sonderkursus SK 7 aufgenommen und im Frühjahr 1947 unter ihrer Klassenleitung zum Abitur geführt. Die älteren Schülerinnen waren während des Krieges zwar in Krefeld geblieben, ihr aber aus früheren Jahren ebenfalls schon vertraut. So blieben wir mit Frau Dr. Sandrock auch in den folgenden Jahren nachhaltig verbunden, obwohl sie nicht lange nach unserem Abitur in Rheydt Oberstudiendirektorin wurde und später als Oberschulrätin in Düsseldorf tätig war. Erst kürzlich konnten wir gemeinsam mit ihr unser 60jähriges Abiturjubiläum begehen, und eine große Freude war es, sie im Juni desselben Jahres 2007 an der Feier ihres 100. Geburtstages so präsent und heiter zu erleben, wie wir sie seit jeher kannten.

Anmerkungen

¹ Dr. Lucie Sandrock zum 100. Geburtstag gewidmet

² Zuständig war die Dienststelle des Reichsleiters B. von Schirach, vgl. C. Müller: Von der Kinderlandverschickung im zweiten Weltkriege. In: Die Heimat 26, 1955, S. 148 – 150

³ P. Wietzorek: 150 Jahre Ricarda-Huch-Gymnasium Krefeld. 1848 – 1998 (1998), S. 123

⁴ Sofern keine anderen Quellen angegeben sind, folgt dieser Bericht unseren persönlichen Erinnerungen sowie den Angaben noch erhaltener Briefe und Tagebuchnotizen. Weitere Informationen verdanken wir Helga Lorenzen und Hildegard Rauch, geb. Kiep.

⁵ Wietzorek a.a.O. S. 122 ff., zu den Anfängen der KLV ebenda S. 117 ff. Zur Verlegung anderer Krefelder Schulen und den HJ-Lagern der ehem. Schäfer-Voss-Schule, dem heutigen Gymnasium am Moltkeplatz E. Schraetz-W. Stenmans (Hrsg.): Kinderlandverschickung in Krefeld 1943 – 1945 am Beispiel der KLV-Lager Unleben, Lebnhan und Bettenburg in Mainfranken (2003).

⁶ Wietzorek a.a.O. S. 123

⁷ Müller a.a.O. 148 f. Vgl. auch Wietzorek a.a.O. 126

(Bericht von H. Menzen). Bei Schraetz-Stenmans a.a.O. 147 ff. wird andererseits darauf hingewiesen, dass die Kinder nicht am Besuch von Gottesdiensten gehindert wurden, wie auch in unserem Fall.

⁸ Gute Nacht Kameraden,
Bewahrt euch diesen Tag!
Die Sterne rücken aus den Tannen
Empor ins blaue Zelt
Und funkeln auf die Welt,
Die Dunkelheit zu bannen.

Gute Nacht Kameraden,
Bewahrt ein festes Herz
Und Fröhlichkeit in euren Augen!
Denn fröhlich kommt der Tag,
So hell wie Glockenschlag,
Und für ihn sollt ihr taugen.

(Hans Baumann)

Welche Lieder in den HJ-Lagern bevorzugt gesungen wurden, führt H. Straetmans in Schraetz-Stenmans a.a.O. S. 169 ff. auf.

⁹ Wietzorek a.a.O. S. 124 f. Zum eingeschränkten Briefverkehr vgl. auch Schraetz-Stenmans a.a.O. S. 103.

¹⁰ Müller a.a.O. S. 150

¹¹ Wietzorek a.a.O. S. 126

¹² E. Zeller: Geist der Freiheit. Der 20. Juli (5. Aufl. 1965) S. 318 f.

¹³ Oberstleutnant Karl Kreuzberg. Die militärischen Vorgänge vor der Einnahme von Bad Kissingen wurden 50 Jahre später in der Saale-Zeitung nochmals geschildert (in der uns vorliegenden Ablichtung fehlt leider das genaue Erscheinungsdatum).

¹⁴ Es galt die eiskalte Regel, wer einen Führerbefehl nicht befolgte, war von standrechtlicher Erschießung bedroht, vgl. Wietzorek a.a.O. S. 124 ff. Hier und im ebenda veröffentlichten Bericht von H. Menzen wird über die Ereignisse der letzten Tage vor dem 7. April mit weiteren Einzelheiten berichtet.

¹⁵ Vgl. Wietzorek a.a.O. S. 125. Die älteren Jahrgänge des Jungenlagers machten dagegen den Treck mit, über ihren abenteuerlichen Marsch nach Bayern berichtet W. Höchter in Schraetz-Stenmans a.a.O. 195 ff.